Spuren im Sande.

Von **L. Siegfried.**

Vortrag, gehalten in der Sitzung am 27. Februar 1905.

In St. Peter, frühmorgens die See entlang, wenn die Flut am höchsten steht, und es anfangen will zu ebben, laufen mir über den Weg unter all den Dingen, die sie da absetzte, zahlreiche Spuren von Rindern, Jungvieh, Kälbern, Schafen, Lämmern, von denen gestern noch keine da war, die erst über Nacht gekommen sind. Das ist ein Leben gewesen die Nacht, wäre ich doch früher aufgestanden. Herdenweise sind sie da gelaufen, ganz unter sich, denn Spuren von Treibern, Mensch oder Hund, die sind nicht dabei, da sich tagsüber nie ein Stück diesseit des Seedeichs blicken läßt. Den Herren Besitzern wird das kein großes Gaudium sein, die denken, das liegt im Grünen und ruminiert, dem Husumer Fettviehmarkt entgegen, und derweil rennt sich das die Lunge aus dem Halse und das bischen Fett von den Rippen.

Was nur den Tieren die Unruhe gemacht hat? Ein sportgemäßes Wettrennen ist das nicht gewesen, dazu fehlt das zielbewußte Moment. Immer im Zickzack geht das, bald in die See hinein, die wohl noch nicht so hoch wird gestanden haben, wo dann die Welle das Weitere verwischt, bald aus der See heraus, den Strand hinan, aber nur, so weit die Welle reicht. Wohin die Welle nicht mehr reicht, da brechen die Spuren ab, im trockenen Sande hat sie der Wind verweht. Aber wie ist das, der Strand in seiner Breite wimmelt von Spuren, die hat der Wind nicht verweht, von diesen aber mengt sich Keine dazwischen. Und den Seedeich entlang, die Stelle müßte doch zu finden sein, wo sie ihn überstiegen haben, denn aus der See werden sie ja nicht gekommen sein. Die Stelle ist nicht zu finden. Da steckt ein Geheimnis, und — der es lösen kann, da kommt er gegangen. Unser Orakel! — Und ich habe dem Orakel den Fall unterbreitet.

Die Antwort war etwas dunkel.

„Da ist die Nacht kein Vieh gelaufen“, hat das Orakel gesagt.
„Aber die Spuren sind doch da“.
„Die Spuren sind immer da“, sagte das Orakel und entwich.

Die Spuren sind immer da, das heißt, so oft sie auch der Wind verweht oder die Welle verwäscht, die steigende Flut bringt sie in der Tat immer wieder zum Vorschein. Die Frage ist, wie bringt die Flut das zu Wege? Wie ist so etwas zu denken? Auf welche Tatsachen meiner Erfahrung soll ich zurückgehen, um für solch einen Vorgang das Gleichnis zu finden? Denn eine andere Bewandtnis hat es mit dem sogenannten Denken in dem Falle nicht.

Die Flut, die, wenn sie sich verläuft, manches dem Blick offenbart, das verborgen war, gibt auch von solchen Tatsachen eins und das andere zu erkennen.

Das eine ist der Sand. Wer ihn in St. Peter kennen lernt, ist seiner froh und wie gut es sich zu Lande darauf spazieren geht und im Wasser darauf badet. In Büsum geht es vom Seedeich hinunter gleich in den Schlick. Aber wie lange wird das mit dem Sande noch dauern? Keine fünfzig Schritte ins Watt hinein, stellenweise nicht fünfundzwanzig, da ist es mit ihm schon zu Ende, und was nach kommt ist Schlick, den erst weiterhin vereinzelte Sande in Nähe und Ferne inselgleich überragen. Diese Sande wandern. Von Ansehen kennt sie jeder, weil er sie stets vor Augen hat, bei der Ebbe, wie die Seehunde darauf schlafen, bei der Flut, wie die Brandung steil darüber emporsteigt, mitten im offenen Wasser, aber ihrem Wesen nach sind sie gerade so unbegreiflich, wie das meiste von dem, was in des Proteus Viehstall seine Stelle hat, ja wie das Meer selbst. Es sind gar keine Wesen, es sind bloße Wesenheiten. Was sie zusammenhält, daß die Welle sie nicht wieder auseinander fegt, wie sie sie zusammenfegte, nein, daß sie als geschlossene Massen auf dem Grunde des Meeres den Ort wechseln, wie es im Trocknen die Dünen tun, wir wissen es nicht. Wir wissen nur, sie wandern. Vor Zeiten ist ein solcher Sand — oder zwei — hier auf der Wanderschaft gelandet, der hat den Stoff hergegeben für jene Dünenkette, die heute als ein zwei Meilen langes Gebirge die Landschaft Eiderstedt im Westen begrenzt, von der Eidermündung bis zum Rochelsteert, ein richtiges, kleines Gebirge, nicht höher als dreißig oder vierzig Fuß doch immerhin hoch genug, dem Blick eine Schranke zu setzen, und frei und groß in den

Formen und frei vor allem von jeglichem Dinge, das einen Vergleich herausforderte mit den Dingen der Alltagswelt.

Das Gebirge ist heute fertig. Die Dünen wachsen nicht mehr, sie wandern nicht mehr, sie liegen still unter einem soliden grauen Borstenpelz von Elymus, der stellenweise schon verbrämt ist mit einer Borte von strauchartiger Kiefer, dem Anbeginn zukünftiger Bewaldung. Was noch den Strand entlang von Sand in der See herumliegt, sind Reste, mit denen die See rangiert nach Wohlgefallen, die sie heute an den Strand wirft, wo der Wind sie aufnimmt und dem Aufbau der Dünen angliedert, bis übers Jahr die Sturmflut kommt, die sie wieder einreißt — oder über zwanzig Jahre, wo dann der Elymus, der Dünenerreger von Fach, lang hingestreckt im Sande zu finden ist, ein zwanzig Fuß langes Rhizom, das an der Spitze einen grünen Büschel trägt und mit dem letzten Ende noch im Boden haftet.

Das sind, wie gesagt, von dem Finale die Variationen. Mit dem Sande im ganzen ist es für das Mal vorbei, und nach dem Sande kommt der Schlick.

Der Schlick ist von Natur der Hauptsache nach Ton, jener Ton wie er zumal um die Mündungen der Flüsse herum, der Elbe, Weser, Eider, im Seewasser schwimmt und die See trübe macht, bis er sich in ruhigen Zeiten zu Boden senkt. Hat er sich erst gesetzt und im Lagern eine gewisse Dichte erreicht, ist er gegen Wasser völlig undurchlässig. Die Welle gleitet ungetrübt darüber hinweg.

Der Sand, zumal gegen Seewasser, ist durchlässig und beweglich im höchsten Maße. Das einzelne Sandkorn verliert im Salzwasser so viel von seinem Gewicht, daß selbst der größte Sandberg, da er aus lauter einzelnen, unzusammenhängenden Sandkörnern besteht, auf dem Grunde des Meeres von der Welle behandelt wird, fast wie ihresgleichen.

Der Sand und der Ton sind die zwei Faktoren, die heute um die Wette bei der Fortbildung der Landschaft Eiderstedt tätig sind, so wie sie es von Anbeginn waren. Der Weg von Tönning her durch die Marsch geht über alten Meeresboden. Wo der Spaten am Wege einen Graben auswirft, eine Viehtränke vertieft, überall kommt aus der Tiefe der weiße Kleiboden herauf, der seiner Beschaffenheit nach nichts anderes ist, als der Ton, den einst die See da abgelagert hat. Die verschiedenen Deiche, über die hinweg oder auf denen entlang der Weg zeitweilig geht, aus einem Koog

in den anderen, bezeichnen die Etappen in dem Prozeß der Verlandung. Erst kurz vor Tores Schluß, tausend Schritt hinter dem Dorfe St. Peter, kommt in die Art der Verlandung ein anderer Zug hinein. Die Düne stieg aus der See, und mit der Ablagerung von Ton dahinter, landeinwärts, war es zu Ende. Der Koog, der da werden sollte, ist gar kein Koog geworden. Wie soll man einen Fleck Erde nennen, der keine Bohnen trägt und keinen Weizen, da auch kein Fettvieh weidet, zwischen Gräben, die von einem Ende des Gesichtskreises bis zum andern reichen? Es ist eine Wildnis geblieben, in deren Dschungeln es hunderttausendfältig quakt, zwitschert, piept und schnattert, in deren niederen Dickichten von Heidekraut und Ginster das Lycopodium rankt und der kleine braune Moorfrosch mit der spitzen Nase und dem weißen Rückenstrich selbander herumklettert, wo es Stellen weißen Sandes gibt, an denen kein Grashalm wächst, und daneben wieder Strecken nahrhaften Grases, an denen das Instenvieh weidet.

Das Gedeihen jener Heidekräuter erzählt, gleich wie es das Dasein der Sümpfe tut, von der Anwesenheit einer undurchlässigen Schicht im Untergrunde, die das Tagwasser, nebst dem, was es an Humussäuren enthält, am Versinken hindert, und es unterliegt keinem Zweifel, daß jene Schicht die Schicht des Kleibodens ist. Das Vorhandensein der Humussäure ist für das Gedeihen der Heidekräuter die unerläßliche Bedingung.

Hinter der Wildnis kommt die Kette der Dünen, und hinter den Dünen die See. Auch in den Dünen findet sich, zumal wenn es geregnet hat, stehendes Wasser in Pfützen und Sümpfen, welches stehen bleibt, bis es verdunstet, und den Beweis liefert, daß auch dort im Untergrunde jene wasserdichte Schicht vorhanden ist.

Hinter den Dünen geht der Strand in seiner Breite, zumal weiter gegen Süden, so allmählich über ins Watt, daß bei der Ebbe niemand sagen kann, wo zwischen Meer und Land eigentlich die Grenze ist. Stellenweise werden im Watt schon die Gräben ausgeworfen, die den Schlick auffangen und der zukünftigen Verlandung vorarbeiten: Es wird gegröpelt. Dafür ziehen sich den in die Dünenkette eingefügten Außendeich entlang ausgedehnte, stehende Gewässer, die von Ebbe und Flut nicht angefochten werden, von der See, trotz deren unmittelbaren Nähe nichts wissen und dem Comarum palustre, dem Sumpfblutauge, Gelegenheit geben, in tropischer Üppigkeit sich zu entwickeln. Daraus ist zu folgern,

daß auch im Grunde dieser Gewässer der wasserdichte Ton sich findet, der sie von der salzigen See trennt.

Ton vorne, Ton hinten, Ton in der Mitte. Es müßte keine Induktion in der Welt geben, wenn nicht auch dort, wo zeitweilig die rätselhaften Spuren im Sande sich zeigen, Ton unter dem Sande zu finden wäre, dessen Dasein an sich schon genügen würde, für den Mechanismus der anscheinend spontanen Wiederkehr eben jener Spuren, in Anbetracht der verschiedenen Eigenschaften des Sandes und Tones gegenüber dem Wasser, die zureichende und bündige Erklärung zu geben. Danach ist es der Ton, der die Spuren der Huftiere enthält, von denen der Sand nur die Abdrücke wiedergibt, so oft er von der Welle gehoben und verflüssigt, seiner Schwere nach, sich in die Formen hinein senkt.

Nun weiß ich nicht, worüber ich mich mehr wundern soll, über den formlos trägen Sand, wie der so schlicht und fadengerade sich in die Formen des Untergrundes hineinsenkt, daß er sie durch die Dicke seiner Schicht hindurch — meterdick, klafterdick, wer weiß — an der Oberfläche wieder erscheinen läßt — nicht haarscharf, aber doch unverkennbar, so, als wäre die Welle eben einmal leicht darüber hingegangen — oder aber über die Unterlage von Ton, die von Natur so nachgiebig und empfänglich gegen Eindrücke, nicht müde wird, die einmal empfangenen fast unverändert wieder zum Ausdruck zu bringen, immer und immer wieder, nun schon wer weiß wie lange Zeit!

Denn wie alt mögen jene Spuren schon sein? Das ist die Frage. Der Ton hat sie empfangen, ehe der Sand kam. Hätte der Sand sie empfangen, hätte es geheißen: Wie gewonnen, so zerronnen. Jünger als der Sand dürften sie keinesfalls sein. Also der Sand, wann ist er gekommen? Wie ist das heute zu entscheiden? In den Tafeln der Geschichte steht nichts davon. Solch eine Düne, wenn sie erst da ist, ist deutlich genug, im Kommen oft recht unscheinbar. Auch hatte Klio vielleicht den Kopf gerade von andern Sachen etwas voll. Mitunter bleibt dafür von dem Geschehenen an der Scholle selbst einiges haften, und in Garding, wo der Ton recht ordentliche Schollen wirft und der Sand nur vereinzelt vorkommt, als Kirchenhügel, aus unvordenklicher Zeit, hat mir ein Mann über seinen Gartenzaun herüber gesagt, so um 1700 herum, da wäre der Sand gekommen. Danach hätte ich mich etwas geirrt. Siebzehnhundert bis Neunzehnhundert, das sind zweihundert Jahre, sind netto dreiundsiebzigtausend Tage, von

denen jeder seine Nacht bei sich hat, sind also dreiundsiebzigtausend Nächte. So alt wären die Spuren, und ich hatte geglaubt, sie wären eine Nacht alt, habe ich mich also um das Dreiundsiebzigtausendfache geirrt. Irren ist menschlich. —

Sie können aber auch älter sein, nicht allzuviel, weil der Ton um ihretwillen des Sandes bedurfte, als Schutz gegen die Unbilden der Witterung, aber es liegt doch nahe, angesichts der unruhigen Zickzacklinien, auch der großen Unruhe zu gedenken, die da zu Lande so oft die Bewohnerschaft, Zweibeinige wie Vierbeinige, in wilder Flucht um ihr Leben hat laufen lassen, um nicht ersäuft zu werden, durch die Flut! Fünfundachtzig Flutjahre werden gezählt, soweit die Geschichte ihr Licht leuchten läßt, bis in die trüben Zeiten des frühen Mittelalters zurück. Fünfundachtzig Mal geschah es, daß die See ins Land gebrochen ist und hat Tiere und Menschen ersäuft. Fünfundzwanzig davon werden als Doubletten gezählt von manchen Zählern, so daß nur sechzig bleiben; für den Mittelstand genug. Die große Flut vom 11. Oktober 1634, die „Manndränke“, hat zehntausend Menschen das Leben gekostet. Wie viel Vieh dabei umgekommen ist, wird nicht gesagt. Vielleicht, daß die Spuren auch davon ein Wort zu reden wüßten. Gut zwei Menschenalter sind es, die nach der Überlieferung die Manndränke vor dem Sande voraus hat. Aber wo zwanzigtausend Augen weniger waren, wer hat den Sand mit Augen kommen sehn? Vielleicht war er doch schon eine Weile da, als man seiner erst sich erinnerte.

Doch soll man auch nicht allzuviel hineinlesen wollen in derart Pediskripte, weil, was sie geben, doch kaum etwas mehr ist, als der lineare Querschnitt durch eine Fläche, die Fläche des Kleibodens, der unter dem Strande, unter der Düne, unter der Wildnis hergeht, und von dessen Antlitz sie nur an solchen Stellen etwas zu erkennen geben, wo gerade die Welle die den Strand hinanläuft, den höchsten Punkt erreicht hat und im Begriff zurückzufließen, für den Bruchteil eines Momentes zum Stillstand kommt und dem Sand Gelegenheit gibt, in die Formen der Unterlage hinein sich zu senken. Weiter abwärts ist dann gleich der rückflutende Strom so stark, daß er die Formen an der Oberfläche im Entstehen wieder verwischt. Läge die Fläche des Kleibodens unverhüllt zu Tage, und die Spuren mit ihrem Woher und Wohin, wer weiß, ob der Eindruck noch derselbe wäre.

Allhier sollte von Rechts wegen eine Schachtel in diesem Traktat das Wort ergreifen, und darin ein Spatenstich Lehm, und darin die Fußspur einer Kuh, welches beides mitsammen von meiner Hand wäre unter dem Sande hervorgeholt und zu Tage befördert worden und ersetzt durch ein von mir stigmatisiertes Schaltstück, dessen Stigma fortan die Bestimmung trüge, durch die Schicht des Sandes hindurch, vor dem Auge der Mit- und Nachwelt wiederum zu erscheinen, so oft Ebbe und Flut miteinander wechseln, per saecula saeculorum, denn so war es vorgesehn. Aber es kam anders. In den schönen Tagen des vorigen Oktober hatte ich Gelegenheit, bei einem kurzen Besuch in St. Peter, mich auch nach jenen mir seit Jahren wohlbekannten Spuren zu erkundigen, und siehe da: Nicht eine war vorhanden! Wo waren sie geblieben? Eine Sturmflut, vor zwei Nächten, die den Häusern der Menschen sich etwas stark genähert und die Menschen in ihrer Gemütsruhe angegriffen hatte, hatte auch die Dünen angegriffen, so daß von all den Fußsteigen, die sonst in sanfter Neigung aus dem Wäldchen, über die Dünen herüber, an den Strand herabgestiegen kommen, kaum einer war, der nicht auf der Höhe einer senkrechten Wand weißen Sandes, zehn bis zwanzig Fuß über dem Strande, frei gegen den Himmel auslief. Wo war der losgerissene Sand geblieben? Lag er nicht in der See, wofür eben nicht viel sprach, so bedeckte er noch den Strand, und es war kein Wunder, wenn unter den ungeheuerlichen, neu hinzugekommenen Massen die alten Formen im Ton noch nicht wieder Gelegenheit gefunden hatten, in hergebrachter Weise sich zu äußern. Der Strand selbst sah nicht anders aus, als gewöhnlich, sofern er das überhaupt jemals tut. So oft ich ihn noch gesehen habe, war seine Garnitur die See entlang wenigstens jedes Mal eine andere: Das eine Mal Entenmuscheln in Seegras, oder Muscheln und Tange mannigfaltiger Art durcheinander, oder die braunen Eihülsen vom Rochen oder Katzenhai, oder vorwiegend Quallen verschiedenster Formen und Farben, oder Caraubawachs in bernsteinartigen Stücken, oder Bambus in Stäben, oder was sonst für eine auf hoher See über Bord gegangene Deckslast gerade am Treiben war. Ich habe trotzdem einen Spaten genommen und habe nachgegraben, nicht dort, wo ich voraussichtlich metertief oder klaftertief in den Sand eindringen mußte, um eine von den Spuren zu treffen, oder zu verfehlen, nein, etwas weiter hinein ins Watt, der Tonschicht zuliebe, wo die Schicht des Sandes schon dünner war, und in der Tat,

der Sand beim Graben färbte sich schon blauschwarz und fing an deutlich zu stinken, weil ja der Schlick sich durch Verwesung reinigen muß von den organischen Beimengungen, um Kleiboden zu werden, aber das Wasser quoll hervor, der Spaten wollte in Stücken gehn — es war der beste aus der von Frau Witwe Jeß für die Kinder ihrer Sommergäste in Bereitschaft gehaltenen und mir bereitwilligst zur Verfügung gestellten Kollektion — und die Wissenschaft stand am Berge.

Daß trotzdem die Spuren immer noch in alter Weise vorhanden sind und nur auf die Gelegenheit warten, wieder hervorzutreten, ja, mittlerweile wahrscheinlich längst wieder hervorgetreten sind, ist kein Zweifel. Solche Sturmfluten, von denen, da sie unschädlich verlaufen, die Weltgeschichte keine Notiz nimmt, kommen wohl öfter vor, und vorigen Sommer waren sie noch vorhanden. „Haben Sie die Spuren gesehn," so fragte ich und die Dame, die gerade von St. Peter kam, sagte: „Ja, ich habe sie gesehn. An der einen Stelle sind sie alle zusammengelaufen." Die Stelle ist mir wolbekannt, von der hatte ich der Dame nichts gesagt.

Und daß die spontane Wiederkehr der Spuren sich in der gemeldeten Weise vollzieht und in keiner andern, dafür spricht noch ein Umstand.

Jede Spur eines Vierfüßers, in ihrem Verlauf, stellt eine Reihe gleichförmiger Einheiten dar, deren jede aus vier aufeinander folgenden Fußtapfen besteht. Das Gleichförmige daran ist vor allem die Stellung der vier zu einander, die die Reihe hindurch in immer derselben Weise wiederkehrt, als ein fortlaufendes Muster, an dem das kundige Auge ohne weiteres aus der Fährte den Eigner erkennt, was jedoch gewisse Unterschiede nicht ausschließt, die immer vorhanden sind und niemals fehlen, da ja niemand es der Kuh verbieten kann, beim Gehen das eine Mal mit dem rechten Vorderfuß etwas weiter auszuschreiten, das andere Mal mit dem Linken, so daß auch hier jenes schon von Darwin stabilierte Gesetz sich betätigt, daß nirgend im Umkreise der Kreatur zwei Individuen einer Gattung gefunden werden, die einander völlig und in allen Stücken glichen.

Nun finden sich im Verlauf der Fährten Stellen, an denen läuft neben der Fährte, eine kurze Strecke weit, ein Dutzend Lämmerschritte etwa, unvermittelt das Bruchstück einer zweiten Fährte einher, deren Einheiten schwächer ausgeprägt, als die der ersten, in ihren Abmessungen, von Einheit zu Einheit herüber,

völlig mit Jenen übereinkommen, so daß hier richtige Doubletten vorliegen, was dem Darwinschen Gesetz nicht entspricht. Was ist davon zu halten?

Davon ist zu halten, daß weder das eine noch das andere wirkliche Fährten sind, sondern es sind beides nur Abzüge einer gemeinsamen Form, die ein Stockwerk tiefer unter dem Sande sich befindet, im Ton, und von denen der stärker ausgeprägte, in der Reihe verlaufende, der jüngere ist, der schwächer ausgeprägte, neben der Reihe verlaufende, der ältere, der früher die Stärke des jüngern besaß und dessen Stelle einnahm, bis die Welle kam, die ihn mit samt der Sandschicht en bloc emporhob und ein Stück weiter rückte, wobei er an Stärke verlor, indeß an seiner früheren Stelle der jüngere entstand, der die Lücke im Entstehen wieder schloß.

Das ist davon zu halten. Und das dieses sich so verhält und nicht anders, dafür spricht noch ein Umstand.

Es finden sich im Verlauf der Fährten Stellen, an denen läuft, neben der Fährte, unvermittelt, das Bruchstück einer zweiten Fährte zwölf Lämmerschritt weit einher, eine eben solche Doublette, und neben der Doublette noch eine Doublette, so daß es im ganzen Tripletten sind, drei scheinbare Spuren, statt einer, soweit sie reichen, wonach zweimal derselbe Vorgang an der Stelle sich wiederholt und zweimal die andringende Welle die Sandschicht mitsamt der scheinbaren Spur en bloc gehoben und verrückt hat, ohne die Spur zu verwischen: Ein Anblick, bei dem ein Gemüt, das gewohnt ist, sich Rechenschaft zu geben von dem, was ihm vor Augen kommt, selbst verrückt werden möchte, wenn es nicht den richtigen Schlüssel in Händen hat.

Darum wünsche ich einem jeden, der etwa in die Lage kommen sollte, bei Gelegenheit dem Gegenstand seine Kraft zu widmen und den Spuren unter dem Sande nachzugraben, recht viel Glück und Ausdauer — und vor allen Dingen einen tüchtigen Spaten.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Schriften des Naturwissenschaftlichen Vereins für Schleswig-Holstein

Jahr/Year: 1906

Band/Volume: 13

Autor(en)/Author(s): Siegfried L.

Artikel/Article: Spuren im Sande. 238-246